

Exegese

Auferstehung Jesu nach Lukas: Entstehung des Glaubens an den Auferstandenen: durch bloßes Schauen oder durch geistiges Erkennen? – Erleuchtung der Frauen nicht nur durch das leere Grab, sondern durch das Wort der Engel – Weg nach Emmaus: Weg zur Bibel – Apologetisches Zwischenspiel – Rede vor den Elf: Entwurf der Kirche.

Presse

Die Zukunft der katholischen Presse in der Schweiz: Mehr Objektivität und Konsequenz in der Kritik! – Kräftigere moralische Unterstützung – Forderungen an die Leistung der Presse: Bessere Zusammenarbeit und Koordination – «Man hat das bei uns immer so ge-

macht ...» – Der Journalist muß sein: begabt und geschult – Auswahl und Ausbildung des Nachwuchses – Der Teamegeist – An die Verleger und Verwaltungsräte – Folgerungen und Vorschläge.

Schule

Zum «Deutschen Rahmenplan»: Sein Inhalt – Die Meinungen – 1. Wer hat den Plan gemacht? – Die Eltern wurden nicht befragt – Liberale und Sozialisten wiegen vor – Länderhoheit oder zentrales gesamtdeutsches Kultusministerium? – 2. Endlich ein Weg, die «Begabten» herauszufinden? – Bedenken gegen die Auslesemethode des Plans – Schädigung der Bekenntnisschule – Das Neue am Plan ist auch seine Schwäche – Das humanistische Gymnasium beiseite ge-

drängt – 3. Die tragende Funktion der Religion fällt weg – Die Dürftigkeit des Neutralismus – Franzosen nennen den Plan «Rationalisierung» – Ist Begabung alles? – 4. Der Plan als Katalysator.

Schweiz

Die Stipendien des Justinus-Werkes in der Schweiz: (ein Nachtrag zu unserem Artikel über die «Universität der Völkerfreundschaft»): Was Private auf diesem Gebiet bereits leisten – Und wann werden die öffentlichen Körperschaften die Zeichen der Zeit verstehen?

Bücher

Höffner: Ehe und Familie – **Bergholtz Ruth:** Die Wirtschaft braucht die Frau – **Untersuchungen über die Familie, Band II.**

Auferstehung Jesu nach Lukas

Die älteste Formulierung des Zeugnisses von der Auferstehung Jesu findet sich bei *Paulus*. Im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes beruft sich Paulus auf die Überlieferung, derzufolge Christus für unsere Sünden gestorben ist, begraben wurde und am dritten Tage nach den Schriften auferweckt worden ist. Dieser Glaubensaussage fügt Paulus eine Liste jener Personen bei, denen Christus erschienen ist. Unter diesen Personen finden sich keine Frauen. Auch beruft sich Paulus nicht auf das leere Grab.

Im Unterschied zu Paulus bieten die vier Evangelien Erzählungen von Begegnungen mit dem Auferstandenen. Sie beginnen alle mit der Erzählung vom leeren Grab. In verschiedenen Einzelheiten weichen diese Erzählungen voneinander ab.

Während *Lukas* nur sagt, die Frauen hätten den Stein vom Grab weggerollt vorgefunden, weiß *Markus* um eine Reflexion der Frauen, wer ihnen den Stein wegrollen werde. Nach *Matthäus* aber sind die Frauen Zeugen, wie ein Engel, der unter Begleitung eines Erdbebens vom Himmel heruntergekommen, den Stein wegrollt. In der Erzählung des Markus sitzt ein Jüngling am Eingang in die Gruft, während bei Lukas plötzlich zwei Männer vor den Frauen, die in der Gruft sind, stehen. Matthäus nennt zwei Frauen, Maria Magdalena und die andere Maria; Markus erwähnt ebenfalls Maria Magdalena und Maria die Mutter des Jakobus, fügt aber noch Salome hinzu. Im Gegensatz zu Matthäus und Markus werden bei Lukas die Frauen erst am Schluß mit Namen genannt, nämlich Maria Magdalena, Maria die Mutter des Jakobus und eine Johanna und außerdem noch andere Frauen, die nicht namentlich aufgeführt werden. Nach *Johannes* ging Maria Magdalena allein ans Grab und wurde schließlich einer Erscheinung des Herrn gewürdigt, während nach Markus (16,1-8) und Lukas

die Frauen keine Erscheinung des Auferstandenen hatten, sondern nur den Engel oder die zwei Männer sahen.

Diese Unterschiede in den Erzählungen sind verschieden bewertet worden. Viele Theologen sind der Überzeugung, daß die auseinandergehenden Details die Glaubwürdigkeit der Erzählungen erhöhen. Denn wenn vier Zeugen in Nebensächlichkeiten voneinander abweichen, im zentralen Punkt ihrer Aussage aber miteinander übereinstimmen, so ist das für sie ein Beweis, daß die Zeugen unabhängig sind voneinander. Auch sehen sie darin ein Zeichen der Ehrlichkeit, daß die Aussagen nicht nachträglich miteinander harmonisiert worden sind.

Diese Überlegungen stützen sich auf Kriterien, die allgemein angewandt werden, wenn es darum geht, einen Tatbestand auf Grund von Zeugenaussagen zu bestimmen. Hierbei wird man natürlich auch die Frage stellen, ob die Abweichung in diesem oder jenem Detail in der Absicht des Zeugen begründet sein könnte. Wird nach dieser Absicht geforscht, so steht die Wahrhaftigkeit der Zeugen in Frage. In den synoptischen Erzählungen vom leeren Grab stellt sich diese Frage nicht, da die Verfasser der Erzählungen nicht als Augenzeugen erscheinen. Sie geben eine Überlieferung weiter. So können wir nur nach ihrem Verhältnis zu der ihnen vorliegenden Überlieferung fragen. Haben sie diese Überlieferung einfach weitergegeben oder haben sie dieselbe bearbeitet? Bei Markus fehlen uns die Unterlagen, um auf diese Frage eine Antwort geben zu können. Hingegen zeigt der Aufbau des Lukasevangeliums, daß er das Evangelium nach Markus gekannt hat. Deshalb können wir die in den beiden Erzählungen voneinander abweichenden Details daraufhin prüfen, ob sie einfach in den divergierenden Überlieferungen begründet sind oder ob sie

auf eine Gestaltung der Überlieferung durch Lukas zurückgehen.

Wort der Engel

Nach Markus 16,7 sagt der Jüngling im glänzend weißen Gewand zu den Frauen: «Nun gehet hin und meldet seinen Jüngern und Petrus: Er geht euch nach Galiläa voraus; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat.» Hier wird eine Erscheinung des Auferstandenen angekündigt, die in Galiläa stattfinden wird.

Nach Lukas sagen die zwei Männer im leuchtenden Gewand zu den Frauen: «Erinnert euch, wie er zu euch geredet, als er noch in Galiläa war: des Menschen Sohn muß in die Hände der Sünder überliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen.»

Aus dem Vergleich der Worte, die die Frauen am leeren Grab nach Markus und nach Lukas vernehmen, ergibt sich die Frage, warum Lukas die Ankündigung der Erscheinung in Galiläa nicht übernommen hat. J. Schmid antwortet im *Regensburger Neuen Testament* hierauf, Lukas habe diese Ankündigung deshalb übergangen, «weil er im folgenden nur von Erscheinungen des Auferstandenen in und bei Jerusalem erzählt und von solchen in Galiläa völlig schweigt.» Hieraus müssen wir zum mindesten schließen, daß im Urteil des Lukas die Anzahl der Erscheinungen des Auferstandenen völlig nebensächlich war. Sonst hätte er den Hinweis auf die Erscheinung in Galiläa nicht einfach fallen lassen.

Ergibt sich hieraus nicht ein Hinweis auf das, was nach Lukas die Gewißheit über die Auferstehung begründet? Denn wir würden meinen, daß die Tatsache der Auferstehung um so besser bezeugt sei, je öfter die Zeugen Gelegenheit hatten, den Auferstandenen zu sehen. Wenn aber nach Lukas die Häufigkeit der Erscheinungen keine Rolle spielt, so kann das, was die Gewißheit über die Auferstehung begründet, nicht die sinnliche Wahrnehmung sein. Denn diese ist wesentlich auf Wiederholung angewiesen, da eine einmalige Sinneswahrnehmung die Möglichkeit einer Täuschung nie absolut ausschließen kann.

Die Änderung des Markustextes durch Lukas führt noch zu einer anderen Feststellung. Wenn Lukas die Ankündigung der Erscheinung in Galiläa übergangen hat, weil die ihm unabhängig von Markus vorliegende Überlieferung nichts von einer solchen Erscheinung berichtete, so heißt das nicht, daß Lukas seine Überlieferung für zuverlässiger hielt als jene nach Markus. Hingegen zeugt es für die schriftstellerische Arbeit des Lukas. Um der Einheitlichkeit der Darstellung willen opfert er die Ankündigung von der Erscheinung in Galiläa, da er ja im Verlauf seiner Ostererzählungen die Erfüllung der Verheißung nicht aufzeigen konnte. Die Durchführung seiner schriftstellerischen Intention ist ihm also wichtiger als die vollständige Wiedergabe der Überlieferung. Welches aber ist der Leitgedanke des Lukas?

Diesem Leitgedanken können wir auf die Spur kommen, wenn wir die Darstellung der Frauen bei Lukas beachten. Sie steht ebenfalls im Gegensatz zu Markus. Nach diesem haben die Frauen vom Engel den Auftrag erhalten, den Jüngern die Verheißung der Erscheinung in Galiläa kundzutun. Die Frauen sind diesem Befehl ungehorsam. «Und sie sagten niemandem etwas», heißt es von ihnen. Das wird mit ihrer Angst begründet. Bei Lukas haben die Frauen keinen Auftrag von den Engeln bekommen. Von sich aus eilen sie zu den Elf und allen andern und verkündigen dies alles. Doch den Aposteln «kamen diese Worte vor wie leeres Gerede und sie glaubten ihnen nicht».

Bedeutet es eine Geringschätzung der Frauen, daß ihre Worte für leeres Geschwätz gehalten werden? Das ist wohl kaum anzunehmen. Denn sonst hätte Lukas die Darstellung des Markus beibehalten können, in der die Frauen gegenüber einem

himmlischen Auftrag ungehorsam sind. Für den Fortgang der Erzählung hätte Lukas der Verkündigung durch die Frauen nicht bedurft. Der Anfang der Erzählung von den Emmausjüngern in 24,13 nimmt keinen Bezug auf die Frauen, sondern hebt an wie eine selbständige Erzählung: «Und siehe, zwei von ihnen wanderten an eben dem Tage nach einem Dorf ...»

J. Schmid sieht in der Darstellung der Frauen allerdings ein apologetisches Motiv am Werk. Lukas wolle mit der Ablehnung der Botschaft der Frauen durch die Apostel zeigen, daß die Apostel nicht leichtgläubig seien.

Diese Erklärung kann aber nicht recht befriedigen. Denn die Emmausjünger glauben vor der Erscheinung des Auferstandenen nicht an die Auferstehung Jesu, obwohl sie nicht bloß über das Zeugnis der Frauen verfügen, sondern auch über das Zeugnis von Jüngern Jesu, die ebenfalls am Grab waren und alles so vorgefunden haben, wie die Frauen gesagt hatten. Hiemit wird doch ausdrücklich das Zeugnis der Frauen hinsichtlich des leeren Grabes von Männern bestätigt. Wenn aber die Emmausjünger nicht an die Auferstehung glauben trotz des zuverlässigen Zeugnisses hinsichtlich des leeren Grabes, so heißt das doch, daß der Glaube an die Auferstehung nicht auf der Gewißheit über das leere Grab beruht. Lukas scheint geradezu unterstreichen zu wollen, daß der Glaube an die Auferstehung nicht im leeren Grab begründet ist; denn nach seiner Darstellung weckt das leere Grab keinen Glauben, weder bei den Aposteln noch bei den Frauen. Das entspricht durchaus der paulinischen Tradition, die das leere Grab überhaupt nicht erwähnt.

Wie die Frauen feststellen, daß das Grab leer ist, sind sie einfach ratlos. Das, was sie aus ihrer Fassungslosigkeit herausführt, ist das Wort der beiden Engel vom Menschensohn, der in die Hände der Sünder überliefert werden muß. Welche zentrale Bedeutung diesem Wort für die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung zukommt, erkennen wir daran, daß Lukas dieses Wort an die Frauen gerichtet sein läßt, obwohl das in Spannung zu den Angaben seines Evangeliums steht. Denn die Engel sagen zu den Frauen, sie sollen sich an das erinnern, was Jesus in Galiläa gesagt hat. Wie aber können sich die Frauen erinnern, wenn Jesus die Leidensweissagung für die Jünger reserviert hat?

Im Zusammenhang der ersten Leidensweissagung, Lk 9,18 bis 24, wird ausdrücklich unterschieden zwischen den Jüngern, zu denen Jesus von seinem Leiden spricht und den andern Zuhörern, an die er sich erst nachher wendet. Bei der zweiten Leidensweissagung Lk 9,44 heißt es, daß Jesus zu den Jüngern sprach, während die Volksmenge noch über die Heilung des besessenen Knaben staunte. Die dritte Leidensweissagung Lk 18,31 wird mit dem Satz eingeleitet: «Wieder rief Jesus die Zwölf zu sich und sprach zu ihnen.»

Wie also sollen sich die Frauen an Worte Jesu erinnern, die ihnen nach der Darstellung des Lukas ausdrücklich vorenthalten worden sind? Trotzdem sagt Lukas in der Erzählung vom leeren Grab von den Frauen: «Da erinnerten sie sich seiner Worte» (24,8). Stärker hätte Lukas nicht betonen können, daß es ihm nicht um das Biographische geht, ja nicht einmal um das Psychologische. Sonst hätte er sich darum bemüht, die Erzählungen von den Leidensweissagungen mit jener vom leeren Grab in Einklang zu bringen. Tatsächlich hat er seine Erzählung vom leeren Grab einzig und allein darauf ausgerichtet, zu zeigen, worauf der Glaube an die Auferstehung gegründet ist, nämlich auf die Einsicht in den Heilsplan Gottes, den die Engel den Frauen kundtun: der Menschensohn mußte gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen. Dieser Heilsplan stand fest zu Lebzeiten Jesu. Jetzt hat er sich erfüllt. Somit ist der Glaube an die Auferstehung etwas rein Religiöses, nämlich ein Ausgerichtetsein auf den lebendigen Gott, der die Geschichte lenkt, indem er sie von der Verheißung zur Erfüllung führt. Die lukanische Erzählung vom leeren Grab insistiert mit wunderfeiner Diskretion darauf, daß im Glauben an die Auferstehung nicht das Mirakulöse im Vordergrund steht, sondern das eigentlich Religiöse, nämlich die Beziehung des Menschen zu Gott, sein Glaube an die Führung Gottes.

Wie sehr die Einsicht in den göttlichen Heilsplan ein zentrales Motiv der lukanischen Ostererzählungen ist, erschen wir

daraus, daß nicht nur die Engel am leeren Grab auf das «göttliche Muß» hinweisen, sondern der Auferstandene selbst. In der Erzählung vom Gang nach Emmaus sagt der Fremdling zu den beiden Jüngern: «Mußte nicht der Christus dies leiden und dann in seine Herrlichkeit eingehen?» (24,26). In der Erscheinung vor den Elf erklärt der Auferstandene: «Es steht geschrieben, daß der Christus auf diese Weise leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen werde» (24,46).

Neue Schriftinterpretation

Wie aber kommt es zu dieser Einsicht in den Heilsplan Gottes? Ist sie einfach die Frucht einer plötzlichen übernatürlichen Erleuchtung, der gegenüber dem Menschen nur die Aufgabe zukommt, sie anzunehmen, wobei er aber auch die Möglichkeit hat, sie abzulehnen? Oder ist die Einsicht in Gottes Heilsplan und damit der Glaube an die Auferstehung das Ergebnis eines erkenntnismäßigen Ringens, das in einer neuen Synthese bereits bekannter Fakten der Heilsgeschichte besteht? Hievon handelt die Erzählung vom Gang nach Emmaus.

Lukas schildert uns die innere Verfassung der Jünger nach der Kreuzigung. Sie sind vollkommen desorientiert. Durch seine Worte und Taten hat Jesus sich als ein Prophet erwiesen. Das berechnete die Jünger zu der Hoffnung, «er sei es, der Israel erlösen sollte» (24,21). Hier ist unter Erlösung natürlich nicht etwas Metaphysisch-Religiöses zu verstehen. Denn sonst wäre die Kreuzigung nicht zur Enttäuschung für die Jünger geworden. Gemeint ist vielmehr die Erlösung von der Fremdherrschaft der Römer. Wohl haben die Jünger geglaubt, daß Jesus der Messias ist. Aber sie haben die Aufgabe des Messias in der politischen Befreiung gesehen, so wie Moses das Volk Israel aus der politischen Knechtschaft in Ägypten befreit hat. Wenn nun die beiden Jünger vom dritten Tag seit der Kreuzigung sprechen, so ist das in den Augen des Lukas eine Anspielung auf die Leidensweissagungen. Lukas will also sagen, daß den beiden Jüngern die Vorhersage der Auferstehung durchaus präsent ist. Aber auch ihre Hoffnung auf eine Wendung im Schicksal Jesu steht unter dem Einfluß des messianisch-politischen Mißverständnisses. Ob ihre Erwartung wohl von der Schilderung des 2. Buches der Makkabäer (3,22–30) geprägt war, wonach himmlische Erscheinungen die Feinde der rechtgläubigen Juden vernichteten? Auf jeden Fall trägt das politische Mißverständnis der Sendung Jesu den Jüngern den Tadel ein: «O ihr, die ihr unverständlich und zu trägen Herzens seid, um zu glauben an alles, was die Propheten geredet haben!» (24,25).

Wie werden nun die Jünger aus ihrem Unverstand herausgeführt? Der Auferstandene erklärt ihnen die heiligen Schriften. Hiebei führt er ein ganz neues Erklärungsprinzip ein, nämlich die christologische Deutung des Alten Testaments: «Und er begann bei Mose und bei allen Propheten und legte ihnen in allen Schriften aus, was über ihn handelt» (24,27). Kreuz und Auferstehung sind also nicht einfach nackte Tatsachen, vor denen man sich in blindem Glaubensgehorsam zu beugen hat. Sie sind vielmehr Ereignisse, die als Höhepunkte einer langen Geschichte einsichtig werden können. Die Vertiefung in den Heilsplan Gottes, so wie er in den heiligen Schriften enthalten ist, gehört zur notwendigen Vorbereitung für den Glauben an die Auferstehung. Bevor der Auferstandene den Jüngern die heiligen Schriften erklärt hatte, waren ihre «Augen gehalten» (24,16), so daß sie im Wanderer, der sich ihnen zugesellt hatte, den Auferstandenen nicht erkannten. Das leibliche Sehen genügt nicht, um den Auferstandenen zu erkennen. Es bedarf jener inneren Klarheit, die aus der Meditation der heiligen Schriften gewonnen wird. Das ist die Gabe des Auferstandenen, daß er den Jüngern den Weg zur erhellenden Lesung des Gesetzes und der Propheten weist. Wie wichtig dieser Gedanke im Urteil des Lukas ist, ersieht man daraus, daß er die Jünger, nachdem der Auferstandene bereits entschwunden ist, nochmals auf diese Gabe reflektieren läßt: «Brannte nicht unser Herz in uns, wie er auf dem Weg mit uns redete, wie er uns die Schriften erschloß?» (24,32).

Nachdem die beiden Jünger das Ärgernis des Kreuzes innerlich überwunden und im Kreuz das notwendige Durchgangsstadium zur Herrlichkeit erkannt haben, sind sie geistig

vorbereitet, den Auferstandenen in einem Zeichen zu erkennen: «Und es begab sich, als er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, sprach den Lobspruch, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihnen die Augen aufgetan und sie erkannten ihn» (24,30). Die vier charakteristischen Worte des Abendmahlberichtes kehren wieder: das Brot nehmen, segnen, brechen, geben. Deshalb wird im Bericht der beiden Emmaus-Jünger vor den Aposteln dies wiederholt, daß sie ihn am Brotbrechen erkannten. Verrät diese Betonung des Brotbrechens nicht eine besondere Absicht des Lukas? Wollte er damit nicht sagen, daß die Gemeinde, so oft sie zum Brotbrechen zusammenkommt, dem Auferstandenen begegnet? Darum ist das Brotbrechen, von dem er in der Apostelgeschichte 2,46 berichtet, von Frohlocken begleitet.

Urchristliche Apologetik

Die Offenbarung des Auferstandenen, die den beiden Emmausjüngern zuteil geworden ist, wird von Lukas mit der Erscheinung vor den Elf redaktionell verknüpft. Trotz diesem erzählerischen Zusammenhang besteht zwischen den beiden Berichten, jenem von Emmaus und jenem von den Elf, ein erheblicher Unterschied. In der Emmauserzählung geht es um die religiöse Bedeutung der Auferstehung, die aus den heiligen Schriften erschlossen und in der Eucharistie erfahren wird. Die Erscheinung vor den Elf will beweisen, daß der Auferstandene in seiner stofflichen Leiblichkeit identisch ist mit dem Gekreuzigten. Der besondere literarische Charakter dieser Erzählung erschließt sich uns am besten bei einem Vergleich mit der verwandten Erzählung bei Johannes 20,19–29.

In beiden Erzählungen steht der Auferstandene plötzlich inmitten der Jünger und sagt zu ihnen: «Friede sei mit euch.» Nun aber führt Lukas ein Motiv ein, das bei Johannes fehlt. Die Jünger meinen, einen Geist zu sehen.

Die handschriftliche Überlieferung zeigt, daß man dieses Motiv mit dem Wandel Jesu auf dem See in Zusammenhang gebracht hat. Einzelne Handschriften, zum Beispiel der Kodex von Cambridge, haben den Ausdruck für Geist, «phantasma», aus der Erzählung vom Wandel auf dem See in die lukanische Erzählung von der Erscheinung des Auferstandenen eingeführt und diese erweitert durch die Worte «fürchtet euch nicht», die Jesus zu den Aposteln im Schiff gesprochen hat. Denn wie die Jünger im Schiff erschrocken sind, als sie Jesus sahen, so sind die Jünger nach Lukas erschrocken, als sie den Auferstandenen sahen.

Johannes aber weiß nur um eine Furcht der Jünger vor den Juden, nicht aber um ein Erschrecken der Jünger ob der Erscheinung des Auferstandenen. Lukas spricht von den Zweifeln der Jünger, Johannes aber nur von deren Freude. Nach Lukas sind die Jünger so ungläubig, daß es nicht genügt hat, Jesu Hände und Füße zu sehen; der Auferstandene muß auch noch vor ihnen essen.

Vom Essen ist auch in der Erscheinung am See Tiberias im Nachtrag zu Johannes die Rede. Aber hier ist das Essen nicht ein Beweis für die Leiblichkeit des Auferstandenen; denn vom Auferstandenen wird gar nicht gesagt, daß er gegessen habe. Er lädt vielmehr zu einem Mahle, bei dem er als Gastgeber waltet: «Jesus kommt und nimmt das Brot und gibt es ihnen, und ebenso den Fisch» (Joh 21,13). Diese Einladung zum Mahle ist ein Ausdruck für die neue Gemeinschaft, die der Auferstandene zwischen sich und seinen Jüngern begründet.

Diese Vergleiche zeigen uns, daß dieselben Motive in einer ganz verschiedenen Zielsetzung von Lukas und Johannes gebraucht werden. Der bezeichnendste Unterschied liegt aber in der Behandlung des Betastungsmotivs.

Der Apostel Thomas wird bei Johannes ob seiner Forderung vom Auferstandenen getadelt: «Selig, die nicht sehen und doch glauben». Thomas hätte zum Glauben kommen sollen, ohne gesehen zu haben. Nachdem er nun aber gesehen, spricht er das Glaubensbekenntnis: «Mein Herr und mein Gott!» Die Erzählung nach Johannes ist ausgerichtet auf das Zeugnis, durch das der Leser persönlich angesprochen wird. Bei Lukas

aber schließt die Erzählung mit dem Satz: «und (er) aß es (das Stück gebratenen Fisches) vor ihren Augen» (24,43). Der Beweis für die stoffliche Leiblichkeit des Auferstandenen ist erbracht – so ist man versucht, diesen Schluß zu kommentieren –, da ist nichts mehr hinzuzufügen. Hierin zeigt sich, daß der Stil der lukanischen Erzählung der Verse 36 bis 43 nicht bekenntnisthaft, sondern apologetisch ist. Deshalb sagt J. Schmitt im *Lexikon für Theologie und Kirche* mit Recht, daß diese Erzählung bereits die Osterpolemik mit den Juden widerspiegelt.

Die Absicht des Auferstandenen

Nachdem uns Lukas in den Versen 36 bis 43 einen Einblick in die urchristliche Apologetik gegeben hat, kommt er wieder auf sein eigentliches Anliegen in den Ostererzählungen zurück, das christologische Schriftverständnis. Was im Gesetz des Moses, den Propheten und Psalmen über ihn, den Auferstandenen, geschrieben steht, mußte in Erfüllung gehen. «Da öffnet er ihnen den Sinn, damit sie die Schriften verstünden» (24,45). So wird nochmals betont, daß die neue Weise der Schriftinterpretation eine Gabe des Auferstandenen ist.

Auf Grund der Offenbarung des Auferstandenen verstehen die Apostel, daß Kreuz und Auferstehung nicht Abschluß der Heilsgeschichte sind, sondern eine Etappe, die nun hineinführt in die Zeit der Kirche. Denn in der Schrift steht nicht nur geschrieben, «daß der Christus auf diese Weise leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen werde», sondern auch, «daß in seinem Namen Umkehr zur Vergebung der Sünden verkündet werden muß unter allen Völkern». Ausdrücklich wird hinzugefügt, daß die Verkündigung in Jerusalem anfangen soll. Lukas braucht hier das gleiche griechische Partizip wie in 23,5, wo die Hohenpriester vor Pilatus über Jesus sagen: «Mit seinen Lehren durchzieht er das ganze jüdische Land, angefangen von Galiläa bis hierher». So wie Jesu Verkündigung in Galiläa begann, so soll die Verkündigung der Apostel in Jerusalem beginnen. Auf diese Weise stellt Lukas eine Parallele her zwischen der Sendung Jesu und der Sendung der Apostel. Wir werden erinnert an das johanneische Wort Jesu: «Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch». Vom Auferstandenen werden die Apostel zu Zeugen eingesetzt. Für diese Aufgabe will er sie ausrüsten, indem er die Verheißung des Vaters auf sie herabsendet. Bis dahin sollen sie in Jerusalem bleiben.

Diesen Befehl, in Jerusalem zu bleiben, hat der Auferstandene am Abend des Ostertages ausgesprochen. Denn die Rede des Auferstandenen schließt sich in Vers 44 an die vorausgehende Erscheinung am Osterabend an, ohne daß die mindeste Andeutung gemacht würde, es sei zwischen Erscheinung vom Osterabend und Rede des Auferstandenen irgend eine längere oder kürzere Frist verstrichen.

Diese Feststellung ist nötig, weil es Bibelausgaben gibt, die den Vers 44, den Beginn der Rede des Auferstandenen, mit folgender Anmerkung versehen: «Nach 40 Tagen, wie es derselbe Lukas in der Apostelgeschichte 1,3 erläutert». Diese Erklärung hat gar keinen Anhaltspunkt im Text des Evangeliums. Sie trägt nur dazu bei, die Interpretation des Textes zu erschweren. Denn bei der Interpretation des Textes kommt alles darauf an, die Absicht des Verfassers herauszustellen: Was war für ihn zentral? Was war für ihn nebensächlich? Wenn wir je einen Bericht von der Himmelfahrt im Evangelium und in der Apostelgeschichte haben, so dürfen wir die Unterschiede zwischen diesen beiden Berichten nicht verwischen, sondern müssen sie möglichst klar herausstellen, um zu sehen, worin diese Unterschiede begründet sind.

Da unser Artikel die Auferstehung Jesu und nicht seine Himmelfahrt zum Gegenstand hat, müssen wir uns mit einem kurzen Hinweis auf die Unterschiede der beiden Himmelfahrtsberichte begnügen.

In den Handschriften des westlichen Typs fehlt im Schluß des Lukasevangeliums der Satz: «Und er wurde in den Himmel emporgehoben» (24,51). Nach diesen Handschriften enthält das Lukasevangelium keinen Bericht über die Himmelfahrt, sondern notiert nur das Entschwinden des Auferstandenen ähnlich wie in der Erzählung vom Gang nach Emmaus. Die reine Textkritik kommt nicht zu einem einheitlichen Urteil, ob der Satz über die Himmelfahrt zum ursprünglichen Bestand des Evangeliums gehört oder nicht. Hingegen neigen die Autoren, die nach inneren Kriterien vorgehen, zu der Ansicht, daß der Satz über die Himmelfahrt ursprünglich im Evangelium des Lukas stand.

Müßte der Zeitpunkt der Himmelfahrt ausschließlich auf Grund des Lukasevangeliums bestimmt werden, so käme nur der Abend des Osterabends in Frage. Deshalb hält es der katholische Exeget P. Benoit für wahrscheinlich, daß Lukas zur Zeit der Abfassung des Evangeliums noch nicht um jene Tradition wußte, die von vierzig Tagen spricht und die Lukas seiner Einleitung zur Apostelgeschichte zugrunde gelegt hat. Außerdem hat die Himmelfahrt nach der Apostelgeschichte auf dem Ölberg stattgefunden, der nach Apostelgeschichte 1,12 einen Sabbatweg, also etwa 880 Meter, von Jerusalem entfernt ist. Im Lukasevangelium aber wird die Himmelfahrt in der Nähe von Bethanien lokalisiert. Wo dieses Bethanien zur Zeit Jesu lag, ist unsicher. Wir wissen nur aus dem Johannes-evangelium 11,18, daß es fünfzehn Stadien, also etwa 2800 Meter, von Jerusalem entfernt war. Dieser Unterschied in der Entfernung von Jerusalem zeigt, daß die beiden Ortsangaben, auf dem Ölberg und in der Nähe von Bethanien, nicht einfach miteinander identifiziert werden können, sondern auf zwei verschiedene Traditionen hinweisen. Wichtiger aber ist eine andere Beobachtung. In der Schilderung der Passionswoche erwähnt Lukas Bethanien nur auf dem letzten Gang nach Jerusalem, während die Markusvorlage Bethanien auch nach diesem Zeitpunkt noch dreimal erwähnt. Dieser Vergleich von Lukas und Markus erweckt den Eindruck, Lukas habe die Ortsangabe Bethanien zurückgedrängt. Es entspräche also durchaus dieser Tendenz, wenn Lukas auch für die Himmelfahrt nicht Bethanien, sondern den Ölberg nennen würde. Da nun aber im Evangelium doch Bethanien als Ort der Himmelfahrt genannt wird, so liegt die Annahme nahe, daß Lukas zum Zeitpunkt der Abfassung des Evangeliums die in der Apostelgeschichte verwendete Tradition von der Lokalisierung der Himmelfahrt auf dem Ölberg noch nicht gekannt hat.

Ohne auf weitere Argumente aus den Lokalisierungen des Lukasevangeliums einzugehen; dürfte deutlich geworden sein, daß die Erzählung von der letzten Erscheinung des Auferstandenen im Lukasevangelium (24, 36–53) nicht von der Apostelgeschichte her gedeutet oder ergänzt werden darf.

*

Wir gehen also davon aus, daß die Apostel bei der Erscheinung am Osterabend den Auftrag bekommen, bis zur Herabkunft des Geistes in Jerusalem zu bleiben. Das bedeutet, daß nach Lukas der Auferstandene bei seiner ersten Begegnung mit den Elf auf die Zukunft verweist. Hierin kommt ein bestimmtes Verständnis der Auferstehung zum Ausdruck. Sie wird nicht, wie in älteren Katechismen, als ein Wunder aufgefaßt, das die göttliche Natur Jesu beweisen soll. Sie steht ganz im Dienste einer neuen Verheißung. Der Auferstandene sagt, daß er den Geist senden werde. Der Sinn der Auferstehung liegt darin, daß Jesus erhöht wird und als Erhöhter die Macht bekommt, den Geist zu senden. So erklärt Petrus in seiner Pfingstpredigt die Auferstehung: «Diesen Jesus hat Gott auferweckt, wofür wir alle Zeugen sind. Nachdem er nun zur Rechten Gottes erhöht worden ist und den verheißenen heiligen Geist vom Vater in Empfang genommen hat, hat er das ausgegossen, was ihr da seht und hört» (Apg 2,32f.).

Das Besondere der Geistverheißung des Auferstandenen liegt darin, daß sie nicht als ein überzeitliches Geschehen angekündigt, sondern an einen bestimmten Ort, an Jerusalem gebunden wird. Deshalb bekommen die Apostel den Auftrag, in Jerusalem zu bleiben. Wenn aber dieser Auftrag an alle Apostel ergeht, so heißt das, daß die Geistverleihung nicht als ein individuelles, sondern als ein kollektives Ereignis verstanden ist. Durch die Geistverleihung in Jerusalem werden die Apostel als Gemeinde konstituiert. Da nun beides Worte des Auferstandenen sind, die Geistverheißung und die Bindung der Geistverleihung an Jerusalem, so wird damit gesagt, daß der Auferstandene seinen Willen kundgetan hat, eine Kirche zu gründen. Deshalb ist für Lukas die Kontinuität

zwischen Ostern und Pfingsten so wichtig. Es ist die Kontinuität zwischen der Kirche, die an Pfingsten in Erscheinung tritt und dem Auferstandenen, der an Ostern erschienen ist. Wie aber kann Lukas dieser Kontinuität literarisch Ausdruck verleihen? Wird diese Kontinuität nicht am greifbarsten, wenn die Apostel von Ostern bis Pfingsten gemeinsam in Jerusalem bleiben? Sind aber die Apostel an Jerusalem gebunden, so bleibt kein Raum für eine Erscheinung in Galiläa. So sieht sich Lukas gezwungen, jene Tradition von einer Erscheinung in Galiläa, die er in seiner Markusvorlage fand, preiszugeben und das Wort der Engel am leeren Grab entsprechend abzuwandeln. An die Stelle der Verheißung bei Markus, der Auferstandene werde in Galiläa erscheinen, tritt die Leidensweisagung, die der irdische Jesus in Galiläa kundgetan hat.

Hier haben wir ein konkretes Beispiel für die allgemeine Feststellung von J. Schmitt im Lexikon für Theologie und

Kirche, daß die Evangelisten die Traditionen von den Erscheinungen des Auferstandenen ihren theologischen Motiven angepaßt haben. Das theologische Motiv des Lukas geht dahin, zu zeigen, daß der Auferstandene der Herr ist, der die Zeit der Kirche vorbereitet und begründet.

In dieser Ausrichtung der lukanischen Ostererzählungen auf die Kirche erschließt sich uns auch die bleibende Bedeutung der Art und Weise, wie der Auferstandene sich offenbart hat. Aus den Erzählungen von den Erscheinungen ersieht der Christ jeder Epoche, wie auch er dem Auferstandenen begegnen kann: in der Lesung der heiligen Schriften, da sie vom Auferstandenen handeln (24,27.32.44); im Empfang des Geistes, da er vom Auferstandenen gesandt wird (24,49); in der Eucharistie, da der Auferstandene uns das Brot bricht und reicht (24,30).

Max Brändle

Die Zukunft der katholischen Presse in der Schweiz

«*Catholica non leguntur*» – dieses einst berühmt-berühmte Programmwort hat heute auf dem Büchermarkt kaum mehr Geltung. Im Zeitungswesen dagegen geistert es immer noch. Nicht nur das breite Publikum, auch die große Mehrzahl der Politiker und Publizisten anderer Richtungen finden es nicht für nötig, die katholische Tagespresse regelmäßig zu konsultieren. Hätte die katholische Presse in unserem Lande die Stellung inne, die ihr angesichts der Bedeutung des schweizerischen Katholizismus im öffentlichen Leben des Landes zukommen müßte, so könnten es sich «die andern» zweifelsohne nicht leisten, sie so gering zu schätzen. Gewiß; wenn die Gegner uns nach Möglichkeit als *quantité négligeable* behandeln, so verbirgt sich darin auch ein Stück antikatholische Strategie. Und schließlich ist für uns nicht die Einstellung der Gegner, sondern die Einstellung des katholischen Publikums zur katholischen Presse entscheidend. Es kommt letztlich auf die Wirkungen an, die unsere katholische Presse auf ihre Leser und durch sie auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens erzielen. Wie ist es damit bestellt?

Unsere katholischen Zeitungen berufen sich in ihrer Werbung im allgemeinen weniger auf einen journalistischen Leistungsausweis, sondern auf ihre grundsätzliche Haltung. Sie werben nicht – oder fast nicht – durch überlegene journalistische Qualität, sondern mit dem Appell an die Grundsätzlichkeit des Katholiken. Es lohnte sich, einmal festzustellen, wie hoch der Prozentsatz der Abonnenten ist, die nur aus Pflichtgefühl eine katholische Tageszeitung halten, ohne mit ihren journalistischen Leistungen zufrieden zu sein.

Eine Analyse der Situation und der Zukunftschancen der katholischen Presse hat denn auch von der Einstellung des katholischen Publikums zu seinen Zeitungen auszugehen.

Forderungen an die Leser

Wenn irgendwo Katholiken über ihre Tageszeitungen reden, schimpfen sie in acht bis neun von zehn Fällen über diese. Die Kritik der katholischen Leser, insbesondere der intellektuellen unter ihnen, über ihre Presse ist sehr oft von Unkenntnis und nicht selten von Überheblichkeit und Verständnislosigkeit beherrscht. Es wird zu viel obenhin im Biertisch-Jargon und es wird zu wenig aus katholischem Verantwortungsbewußtsein heraus an der katholischen Presse Kritik geübt. Keine Rede davon, daß sich die Kritiker, die solcherart nörgeln, jemals um ein objektives Bild der Schwierigkeiten, mit denen sich die katholischen Redaktoren und Verleger herumschlagen, bemüht hätten! Keine Rede davon,

daß sie jemals mit andersgesinnten Berufskollegen über einen interessanten Artikel der katholischen Zeitung eine Diskussion anfangen würden! Keine Rede davon, daß sie je einer katholischen Zeitung einen Inseratenauftrag zugehalten, für sie einen Abonnenten erworben oder der Abonnentenwerbung einen Zubringerdienst geleistet hätten! Kurz, es fehlt ihnen die Aktivlegitimation zur Kritik. Die Pressefrage ist ihnen gar kein ernstes Anliegen. Die Mängel der katholischen Presse sind ihnen nur ein billiger, aber willkommener Vorwand, sich zu distanzieren.

Aber auch die treuen «Kerntruppen» des Katholizismus verweigern ihrer Presse manche Dienste praktischer Solidarität, auf die sie angewiesen wäre. Eine

kräftigere moralische Unterstützung

aus dem eigenen Lager könnte das Manko weitgehend wettmachen, dem unsere Blätter in der Abonnenten- und Inseratenwerbung gegenüberstehen, weil es ihnen an den materiellen Mitteln fehlt, welche die großen neutralen und freisinnigen Blätter zur Verfügung haben.

Gehört es beispielsweise nicht zur praktischen Solidarität, daß der Katholik nicht wegen jeder Lappalie sein Leibblatt abbestellt? Oder wie reimt es sich zusammen, daß man für seinen Onkel einen halbseitigen Nekrolog und von der Hauptversammlung des eigenen Chüngelzüchtervereins einen ellenlangen Bericht verlangt und handkehrum über das katholische «Käsblatt» wettet, das ja zur Hälfte aus Nekrologen, Vereinsberichten und Dorfklatsch bestehe? Weiter: es gibt katholische, auch kirchliche, Vereine und Organisationen, die jahraus, jahrein die katholischen Zeitungen als Vereinsanzeiger benutzen und darin Gratisreklame machen – und dann mit dem Inserat für ihren Familienabend prompt zum neutralen Gratis-Anzeiger springen. Es gibt Geistliche, die sich weigern, bei der Werbung für die katholische Presse die selbstverständlichste Hilfe zu gewähren, die es aber als die natürlichste Sache der Welt betrachten, daß die katholische Zeitung sich schützend vor sie hinstellt, sobald sie selbst gegnerischer Kritik ausgesetzt sind.

Verständnislos ist des öfters auch die Einstellung, mit der ein Teil der politischen Exponenten des Katholizismus der Pressefrage gegenübersteht. Zudem wird übersehen, daß die politische Abstempelung der katholischen Presse für diese keineswegs ein Plus, sondern immer mehr ein Bleigewicht ist, das sie an der freien Entfaltung hemmt.

Forderungen an die Leistung der Presse

Die in führenden Kreisen des schweizerischen Katholizismus noch nicht ausgerottete Auffassung, es genüge, in der katholischen Presse ein verläßliches Sprachrohr zu besitzen, ist liquidationsreif. Es ist nämlich für die katholische Presse von großer, ja lebenswichtiger Bedeutung, ob es ihr gelingt, über den inneren Kreis der pflichtbewußten Katholiken hinaus in die Peripherie vorzudringen und hier die Aufgabe des

verlängerten Armes der Kirche zu erfüllen. Mit dem Appell an das Pflichtgefühl allein wird ihr dies nicht gelingen; sie muß durch überzeugende journalistische Leistung werben. Die heranwachsende Generation ist sehr kritisch eingestellt; sie wird es ablehnen, nur aus Pflichtgefühl zu abonnieren. Die katholische Presse muß daher so ausgebaut und modernisiert werden, daß sie nicht nur aus grundsätzlichen Erwägungen empfohlen werden kann, sondern sich durch ihre Leistungen selber empfiehlt. Der Verbesserung stehen aber, wie wir bereits dargelegt haben («Orientierung» Nr. 6, S. 65 ff.), objektive Hindernisse im Weg. Deren Abbau ist nur möglich durch eine

bessere Zusammenarbeit und Koordination,

durch eine Konzentration der Kräfte und eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen Tageszeitungen und nicht täglich erscheinenden Landblättern.

Die Dorf- und Vereinschronik sowie die Nekrologe sollten in den Fällen, die nicht über den lokalen Rahmen hinaus von Bedeutung sind, der nicht täglich erscheinenden Lokalpresse vorbehalten bleiben. Die führenden Tageszeitungen sind davon zu entlasten, damit sie mehr Platz und Energie der Kommentierung des kantonalen, des eidgenössischen und des Weltgeschehens widmen und vermehrte Mittel für Sonderseiten, für Umfragen, für aktuelle sozial- und wirtschaftspolitische Artikel, für populärwissenschaftliche Beilagen, besonders aber für die Darstellung des katholischen Standpunktes zu den brennenden Zeitfragen erübrigen können. Das lokale und Bezirksgeschehen sollte von der führenden katholischen Tagespresse nur überblicksweise vermittelt werden; in einer sorgfältigen Dorfchronik dagegen liegen Legitimation und Erfolg des Landblattes. Jedem das Seine!

Ein anderes Beispiel: Der einzelnen katholischen Tageszeitung fehlen die Mittel, um im Auslandsort umfassende Berichte und erstklassige Kommentare zu vermitteln. Durch Zusammenarbeit wäre es aber den katholischen Tageszeitungen möglich, rascher, prompter und verlässlicher über das Geschehen im Ausland zu orientieren. Ähnliches gilt für die Bildberichterstattung über *Catholica*, für die Bilderseiten, für populärwissenschaftliche Beilagen, für Frauen- und Kinderrubriken und dergleichen. Durch eine überlegte Zusammenarbeit der Tageszeitungen unter sich mit katholischen Zeitschriften und Illustrierten des In- und Auslandes könnten die enormen Übermittlungs- und Honorarkosten eines ausgebauten Auslandsanteils sowie die hohen Mitarbeiterhonorare und Klischeekosten für den Bildteil, für Sonderbeiträge und regelmäßige Beilagen auf ein tragbares Maß reduziert werden. Dabei wird man sich mit Rücksicht auf die unterschiedliche Struktur der Leserschaft allerdings vor schematischen Regelungen hüten müssen, wie überhaupt einem gewissen Schematismus in der redaktionellen Gestaltung unserer katholischen Presse zu Leibe gerückt werden muß.

«Man hat das bei uns immer so gemacht --»

Dieses in katholischen Zeitungsdruckereien zu häufig gebrauchte Wort enthält ein Redaktions- und Umbruch-Rezept, das mehr Übel als Gutes stiftet und schon manches katholische Blatt den rechtzeitigen Anschluß an die Entwicklung verpassen ließ. So wenig wie die Zeit steht die journalistische, druck- und werbetechnische Entwicklung still. Die dem Tage verhaftete Zeitung (Tageszeitung) muß auch in ihrer äußeren Gestalt Ausdruck des Heute sein. Aufgeschlossene, dem modernen Empfinden gerecht werdende Aufmachung ist ebenso unerlässlich wie geistige Aufgeschlossenheit; diese spiegelt sich in jener wider. Fortschrittliche Aufmachung darf nicht verwechselt werden mit Effekthascherei und Boulevardjournalismus. Die katholische Presse von morgen wird fortschrittlich, zeitnah, lebendig in Ausdruck und Aufmachung sein – oder sie wird ihre Wirkung und Mission verfehlen. Sie muß die neuen drucktechnischen Errungenschaften und die Erfindungen des modernen Übermittlungswesens in ihren Dienst nehmen, um nicht hinter dem Tag nachzuhinken. Und sie bedarf – vor allem ändern! – geschulter, überlegener und einfallreicher Redaktoren und Mitarbeiter.

Der Journalist muß sein: begabt und geschult

Von den Redaktoren hängt mehr als von allen anderen Beteiligten Erfolg und Mißerfolg der Presse ab.

Für die katholische Pressearbeit sind nur Journalisten geeignet, die sich durch katholische Standfestigkeit, Einsatzfreude, Intelligenz und geistige Beweglichkeit durch überdurchschnittliche Arbeitskraft, durch Vielseitigkeit der geistigen Interessen und eine aufgeschlossene Haltung allem gesunden Fortschritt gegenüber auszeichnen.

Als Journalist ist nur glücklich und leistungsfähig, wer stilistisch gewandt ist.

Zum Journalisten taugt nur, wer bereit ist, auf ein geregeltes Leben zu verzichten, wer Geld und Reichtum nicht sehr hoch einschätzt und wer fähig ist, Hiebe auszuteilen und Hiebe einzustecken.

Für den katholischen Journalisten kommt als zusätzliche Forderung der Wille hinzu, den eigenen publizistischen «Ruhm» dem Dienst an der Idee unterzuordnen.

Die Hingabe an die Sache muß sich paaren mit Fingerspitzengefühl, mit Ausdauer, mit einer guten Auffassungsgabe, mit organisatorischer Begabung, mit Reaktionsfähigkeit, Entschlußkraft und Zivilcourage.

Schließlich braucht die katholische Presse Redaktoren, die nicht in der Einbildung befangen sind, für alles und jedes das fixfertige Rezept in der Tasche zu haben. Nicht Kompilatoren und Nachschreiber, sondern denkende, selbständige Männer gehören ans Redaktionspußt.

Man kann nicht genug unterstreichen, daß journalistische Begabung ebenso wichtig ist wie Grundsatztreue

und geistiges Format. Wenn einer zwei, drei gute Zeitungsartikel publiziert hat, so heißt das noch lange nicht, daß er zum Redaktor taugt. Heutzutage muß der Redaktor auch mit dem technischen Werkzeug vertraut sein und über eine reiche Erfahrung in der Pressearbeit verfügen, um einen verantwortlichen Redaktionsposten mit Erfolg zu versehen. Ebenso nötig wie eine «gute Feder» ist Vertrautheit mit den typographischen «Finten», mit der neuesten Strömung der Graphik und Drucktechnik. Das wiederum setzt Freude am Gestalten und ästhetischen Sinn voraus.

Nach dem Gesagten liegt es auf der Hand, daß wir in der Auswahl und Ausbildung des Nachwuchses nicht weiterhin das Meiste dem «Glück» überlassen können. Jedesmal wenn eine katholische Tageszeitung einen Redaktor sucht, muß sie feststellen, daß wenig oder gar kein geeignetes Holz vorhanden ist. Das ist die Folge der Vernachlässigung der Nachwuchsförderung! Redaktoren muß man eben «nachziehen» und heranbilden. Sie fallen nicht vom Himmel, wenn man gerade welche benötigt. Es ist selbstverständlich, daß zum Redaktor Leute nicht taugen, die andernorts versagt haben und nun irgendwie untergebracht werden müssen. Zum Redaktor taugt nur, wer auch in einem früheren Beruf nicht versagt hat. Das sehen die Verantwortlichen heute im allgemeinen ein. Aber damit ist es nicht getan. Was uns noch immer fehlt, ist eine systematische Auswahl und Förderung des Nachwuchses und eine systematische Berufsschulung der Journalisten. Jeder Beruf verlangt heute eine Lehre oder ein Studium – nur im Journalismus glauben wir noch ohne gründliche Ausbildung und Fachausweis durchzukommen.

Seien wir gerecht: Das *Journalistische Seminar der Universität Fribourg* unter der Leitung von Prof. *Müller-Büchi* leistet wertvolle Arbeit. Doch sind die Mittel und Möglichkeiten des Seminars zu beschränkt. Das Seminar, das durchaus geeignet ist, die oben skizzierte Aufgabe zu erfüllen, muß nach zwei Richtungen ausgebaut werden. Es soll den Absolventen vermehrte Möglichkeit geboten werden zu praktischen Gehversuchen. Das Seminar muß in die Lage versetzt werden, die fähigsten Nachwuchskräfte aufzuspüren, der katholischen Presse zuzuführen und die nicht oder wenig geeigneten Anwärter vom Berufsjournalismus abzuhalten.

Aus dieser Forderung ergibt sich eine zweite: die Schaffung von *Stagiaire*-Stellen an den führenden katholischen Zeitungen, die Ermög-

lichung von Praktiken an gesinnungsverwandten ausländischen Zeitungen und Verlagen, die materielle und moralische Unterstützung von fähigen Nachwuchskräften während der Übergangszeit zwischen dem Studienabschluß und der Übernahme von Korrespondenten- und Redaktionsposten.

Man wird zwar als Journalist geboren, aber die Talente müssen aufgespiert und geschult werden. Zur Schulung gehört auch die bisher vernachlässigte Aufgabe, unseren Redaktoren das Handwerklich-Technische ihres Berufes beizubringen, bevor man sie auf das Volk losläßt. Immer noch kommt es vor, daß Redaktoren gewählt und sofort eingesetzt werden, die vom Métier keine Ahnung haben ...

Der Teamgeist

Der katholische Journalist, der als verantwortlicher Redaktor an eine Zeitung kommt, muß sich im aktiven Einsatz bereits bewährt haben: bewährt im geistigen Einsatz, im technischen Apparat einer Zeitung und bewährt auch als Mensch und Kamerad, der sich in ein Team einordnen kann. Ehrlichkeit, Kameradschaftlichkeit, Wahrhaftigkeit sind unabdingbare Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit innerhalb der Redaktion. Gegen Intrigen, Rücksichtslosigkeit, Mißgunst und Egoismus haben Chefredaktor und Verleger mit aller Strenge durchzugreifen. (Was allerdings voraussetzt, daß man in unserer katholischen Presse dem Chefredaktor die Stellung gibt, die ihm gebührt, um sein Team wirklich führen zu können!)

Eine gute redaktionelle Zusammenarbeit setzt auch eine loyale und gleichmäßige Lastenverteilung voraus. Es geht zum Beispiel nicht an, daß der eine Redaktor pro Jahr 40-50 Sonntage engagiert ist, der andere nur zehn. Insbesondere die politischen Redaktoren sind heute oft mit Nebenaufgaben so überhäuft, daß ihnen gar keine Zeit zum Studium und zu einer überlegten meinungsbildenden Arbeit übrigbleibt. Die Redaktionen der katholischen Presse sind – ebenso wie der technische Betrieb – im Vergleich zur andersgerichteten Presse unterdotiert, und an der Nervenkraft mancher katholischer Redaktoren wird regelrecht Raubbau getrieben. Daß dies auf die Leistung und damit auf die Konkurrenzfähigkeit drückt, liegt auf der Hand. Um Abhilfe zu schaffen, muß die Honorarpolitik revidiert werden, weil es nur so möglich ist, qualifizierte Mitarbeiter zu gewinnen. Das bedingt eine bessere Zusammenarbeit der Tageszeitungen und eine vermehrte Solidarität führender Katholiken des geistigen und politischen Lebens.

An die Verleger und Verwaltungsräte

Mit allen diesen Anliegen wird man allerdings immer wieder an die kaufmännischen Schranken stoßen. Die Zeitung ist wohl ein ideelles Unterfangen, sie ist und bleibt aber auch ein kaufmännisches Unternehmen. Der Ausbau hat daher immer die geschäftlichen Risiken einzukalkulieren. Nur hat man sich in den kaufmännischen Direktionen unserer Zeitungsunternehmen vor Augen zu halten, daß ein katholisches Zeitungsunternehmen nicht Gewinne abzuwerfen, sondern eine gute Zeitung herauszubringen hat. Es wird vom Geschäft her den katholischen Zeitungsredaktionen hier und dort manchmal im Namen kaufmännischer Grundsätze ein Widerstand entgegengesetzt, der jeden Elan tötet.

Ein leidendes Kapitel, das an der veralteten Aufmachung einiger katholischer Zeitungen mitschuldig ist, bildet sodann eine Personalpolitik, die immer noch nicht gemerkt hat, daß die billigsten Arbeitskräfte die teuersten sind.

In manchen katholischen Zeitungsbetrieben ist der technische Apparat sowohl in maschineller wie personeller Beziehung qualitativ und quantitativ unterdotiert. Es ist unvermeidlich, daß dies eine dauernde Überforderung der zuverlässigen Kräfte zur Folge hat, was nicht ohne nachteilige Auswirkungen auf das Arbeitsklima und die Zeitungsgestaltung bleiben kann.

Nicht ausgebildete Kräfte gehören nicht an Posten, die Fachleute erfordern.

Tüchtigen Nachwuchskräften sollte die Teilnahme an Spezialkursen

und jeder Art von beruflicher Weiterbildung erleichtert werden, wenn die Zeitung auch punkto Gestaltung und Aufmachung auf der Höhe bleiben soll.

Was insbesondere die Werbung betrifft, werden wir nicht darum herumkommen, uns der modernen Hilfsmittel zu bedienen, wie sie uns die Marktforschung bietet. Es ist je länger je unausweichlicher, die Werbung systematisch und fachmännisch zu betreiben. Das wird da und dort zusätzliche Mittel erfordern, die aber vielerorts im Sparstrumpf bereit liegen. Man braucht nur gewisse thesaurierte Fondsgelder ihrer wirklichen Bestimmung zuzuführen!

Das alles macht es nötig, daß in die Verwaltungsräte und Redaktionskommissionen auch Fachleute aus dem Journalismus und dem Druckerei- und graphischen Gewerbe Einzug halten. Überflüssig beizufügen, daß heutzutage die Mitgliedschaft in solchen Gremien nicht mehr als Entgelt dienen darf für Dienste und Verdienste, die außerhalb der Pressearbeit erworben wurden, aber anderweitig nicht vergolten werden können. Das Zeitalter des Dilettantismus ist auch im Pressewesen vorbei!

Folgerungen und Vorschläge

Ohne mir einzubilden, es gäbe nicht auch andere Mittel und Wege, die zum Erfolg führen können, fasse ich meine Ausführungen in vier konkrete Vorschläge zusammen.

- ▷ Das Journalistische Seminar der Universität Fribourg möge in Fühlungnahme mit Redaktionen und Verlegern die an unserer katholischen Presse geübte Kritik auf ihren sachlichen Gehalt prüfen und Vorschläge machen für den Ausbau unserer Tageszeitungen durch intensive Zusammenarbeit, durch sinnvolle Aufteilung der Aufgaben und durch bessere Koordination.
- ▷ Die katholischen Zeitungsverleger werden eingeladen, sich in einer Interessen- und Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, um die hier aufgeworfenen Probleme gemeinsam zu erörtern und soweit möglich gemeinsam zu lösen. Ein solches Gremium hat insbesondere die Möglichkeiten von Kostensenkungen durch Zusammenarbeit zu studieren. Es hat die den Verleger und den Redaktor in gleicher Weise berührenden Aufgaben mit den Vertretern der katholischen Redaktoren gemeinsam zu prüfen, und es könnte auch gewisse Fragen der Konkurrenz und der Abgrenzung von Interessensphären der einzelnen katholischen Blätter abklären.
- ▷ Die katholische Publizistenvereinigung prüft die aufgeworfenen Fragen von journalistischen und redaktionellen Gesichtspunkten aus laufend durch eine ständige Kommission, die ihrerseits mit der Vertretung der Verleger geeignete Maßnahmen vorschlägt. Die Publizistenvereinigung führt Schulungskurse für junge Redaktoren, Reporter, Korrespondenten und freie Mitarbeiter durch, in denen sie mit weltanschaulichen, berufsethischen und technisch-handwerklichen Aspekten ihrer Aufgabe durch versierte Praktiker näher bekannt gemacht werden. Sie veranstaltet Aussprache- und Studientagungen für Redaktoren, in denen Berufsprobleme besprochen, über die neuen drucktechnischen und graphischen Strömungen orientiert, die menschlich-kameradschaftliche Solidarität vertieft und der Geist der Zusammenarbeit gepflegt wird.
- ▷ Um die Durchführung aller dieser Aufgaben zu erleichtern und um die Nachwuchsförderung zu intensivieren, sind zusätzliche finanzielle Mittel nötig. Ich schlage zu diesem Zweck die Errichtung einer Stiftung durch den katholischen Presseverein und die katholische Publizistenvereinigung vor. Diese Stiftung übernimmt die Finanzierung der Auslese und Förderung des Nachwuchses. Die Mittel sind unter anderem zu beschaffen: durch ein Presseopfer (analog dem Universitätsopfer), das am Pressesonntag einzuziehen wäre, durch

jährliche feste Beiträge des Pressevereins, der katholischen Verlegerschaft und der Publizistenvereinigung sowie durch freiwillige Spenden und Legate von Freunden der katholischen Presse. Allenfalls könnte auch ein Abonnentenzehner in Betracht gezogen werden; auf jedes Jahresabonnement wäre ein Zehner zu schlagen, der ausschließlich dem erwähnten Zweck zuzuführen wäre. Sollten die Mittel den Finanzbedarf für die Nachwuchsförderung übersteigen, sind die überschüssigen Mittel zu verwenden für eine Gemeinschaftswerbung der katholischen Presse.

Nur mit vereinten Kräften werden die Schweizer Katholiken die Pressefrage befriedigend lösen. Wir müssen die Gemeinschaftsaufgabe, die Redaktoren, Herausgeber und Verleger, kirchliche und politische Führung und katholische Leserschaft in gleicher Weise angeht, gemeinsam lösen. Ohne Solidarität bleiben wir stets im Hintertreffen, weil wir niemals das Geld, den Einfluß und die organisatorischen Hilfsmittel

mobilisieren können, die der freisinnigen und neutralen Presse zur Verfügung stehen. Dieses materielle Manko können wir durch Zusammenarbeit und Zusammenschluß wettmachen.

«Euere Fortschritte sind die Fortschritte der katholischen Sache», hat Pius X. einmal katholischen Journalisten gesagt. Die Fortschritte der katholischen Presse sind Fortschritte der katholischen Sache, Rückschläge der katholischen Zeitungen sind Rückschläge für den ganzen Katholizismus. Darum hat derselbe Papst gewarnt: «Ihr werdet vergebens Kirchen bauen, Missionen halten, Schulen gründen, alle euere Bemühungen werden vernichtet werden, wenn ihr nicht imstande seid, die Schutz- und Trutzwaffe einer treuen und gewissenhaften Presse zu führen.» Setzen wir unsere katholische Presse noch besser als bisher dazu in stand und sorgen wir dafür, daß sie auch in Zukunft in der Lage ist, ihre Mission zu erfüllen.

Dr. Hans Wili

Ein «Rahmenplan»

Zu einer Empfehlung des «Deutschen Ausschusses» für das Erziehungs- und Bildungswesen

Ein Phänomen wie das vorbenannte ist interessant. Wie man uns sagt, auch außerhalb der bundesdeutschen Grenzen. Erklärlich: Es gilt überall die Anpassung zu finden: an Automation, Elektronik, schrumpfende Welt in der Zeit von Schnelltransport und blitzschnellem Nachrichtenwesen. Wobei noch hinzukommt das Erwachen der farbigen Völker, die Integration einer Welt im «planetarischen Zeitalter». Die Schuljahre sollen vermehrt werden. Klassenfrequenzen sollen kleiner werden. Man will mehr und neuzeitliche Schulräume, mehr Berücksichtigung der Technik. Aber das sind erst äußere Anliegen. Sie werden übertragt von der neu gestellten Aufgabe der Formung der Person; für uns: der christlichen Persönlichkeit. In diesem Spannungsfeld ist der beregte Reformversuch zu sehen.

Die über ihn geschriebene Literatur umfaßt heute immerhin schon einen ganzen Folioband. Hier – auf begrenztem Raum – kann erklärlicherweise nur eine Problemskizze gegeben werden. D. Verf.

Das Gesicht des neuen Reformplans

Unter dem 14. Februar 1959 – also vor gut einem Jahr – erschien im Verlag Ernst Klett, Stuttgart, eine 55 Druckseiten umfassende Broschüre: «Rahmenplan zur Umgestaltung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens». Als verantwortlich zeichnete der «Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen», Bonn, Königstr. 61, über den weiter unten noch zu reden sein wird.

In vier Kapiteln, die betitelt sind: «Problem der Übergänge» – «Der neue Aufbau» – «Die einzelnen Schultypen» – «Vorschläge zur Überleitung» will die Broschüre, der noch einige Einleitungsworte und historische Bemerkungen vorausgehen, eine Anleitung geben, nach welcher das gesamte allgemeinbildende

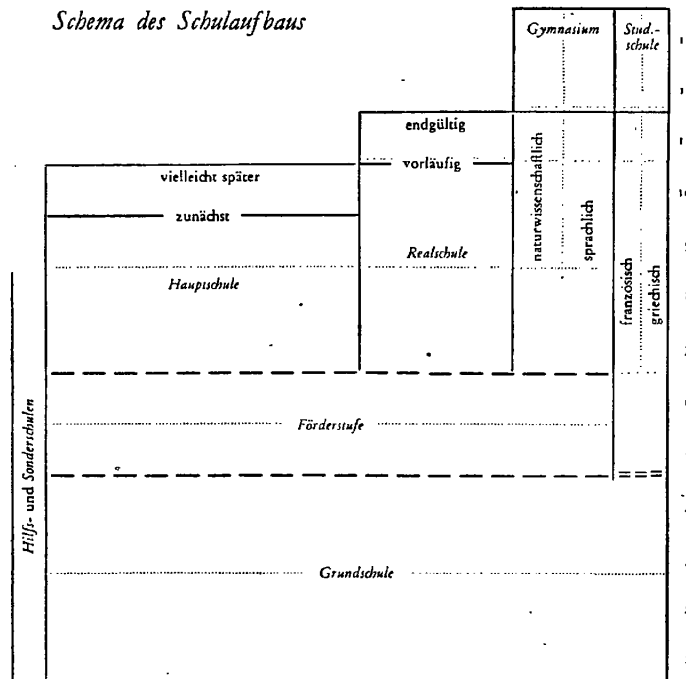
de (!) Schulwesen der Bundesrepublik zu reformieren und zu vereinheitlichen ist. Von Berufsschulen und Hochschulen wird also nicht gesprochen.

Um die Übersicht zu erleichtern, gibt der genannte Ausschuss dankenswerterweise eine schematische Zeichnung bei, die wir hier ebenfalls wiedergeben.

Wie man ersieht, schildert diese Zeichnung den Aufstieg des Schülers von der Anfangsklasse 1 – erste Elementarklasse – bis zur 13. Klasse, welche die Hochschulreife vermitteln soll. Im Einzelnen: Zunächst erblicken wir – in der Zeichnung

– vier Schuljahre als für alle verbindlich vorgesehen: die sogenannte Grundschule. Auf diese – praktisch ziemlich unbestrittene – Grundschule folgt im Wunsch der Planer nicht mehr, wie sonst; der direkte Übergang ins Gymnasium beziehungsweise in die Realschule. Vielmehr wird ein Neues, eine zweijährige Zwischenstufe, genannt «Förderstufe», eingeschaltet. Sie soll dazu dienen, in weiterer Beobachtung alle Begabungen, auch die «Spätentwickler», für den Übergang in höhere allgemeinbildende Schulen auszuschnöpfen. Und dann erst folgen die Realschule, das Naturwissenschaftliche Gymnasium, das Neu- und das Altsprachliche Gymnasium. Freilich erteilt man in diesen zwei Jahren an begabte Schüler bereits Unterricht in neueren Sprachen. Anzumerken ist noch eine Inkonsistenz: Man erlaubt – warum bleibt unklar – daneben noch eine direkt an das vierte Schuljahr anschließende «Studienschule», die praktisch mit dem humanistischen Gymnasium alter Prägung übereinstimmt. Ferner soll die Hauptschule, das ist die Schule der verbleibenden Elementarschüler, zunächst um ein neuntes, später um ein zehntes Schuljahr aufgestockt werden. Sämtliche Aufnahme-

Schema des Schulaufbaus



..... Versetzungen
 - - - - - Aufstiegszeugnisse
 = = = = = Eignungsprüfung
 _____ Abschlüsse

prüfungen entfallen und werden durch Erfahrungen und Beobachtungen der «Förderstufe» ersetzt. Ausnahme, weil unvermeidlich: die Aufnahme zur «Studienschule». Sämtliche gymnasialen Zweige wie auch die Studienschule sollen zur schon genannten Hochschulreife führen. Doch ist über das WIE solcher Einmündung in das Universitätsstudium – wie man betont: absichtlich – nichts gesagt. Auch der «Dritte Bildungsweg», d. i. der Weg des hochbegabten Berufsschülers zur Hochschulreife, findet keine Erwähnung.

Dieses Programm einer angeblich einzig richtigen Neuordnung hat seit einem Jahr stürmisch hochgehende Wogen der Zustimmung, aber auch solche entschiedener Ablehnung aufgewühlt. Unmöglich ist es, hier die Fülle der zustimmenden und widersprechenden Äußerungen wiederzugeben. Sicher ist, daß sich die Fronten im Meinungskampf – der um mehr geht, als um nur formale Neuordnung – inzwischen soweit geklärt haben, daß man an eine Art Bestandesaufnahme gehen kann. Es ist «Halbzeit». Sicher ist aber auch, daß der Kampf weitergehen wird; vielleicht in vornehmer, vielleicht in erbitterter Form.

Machen wir also «Bestandesaufnahme»!

Abgesehen vom bereits Gesagten – Erläuterung des Plans – wären da noch beizustellen: Eine Notiz über die Urheber des Plans; eine Darstellung und Kritik seines Kernstücks «Förderstufe»; einige weitere unerläßliche Einzelwertungen; endlich der Versuch eines zusammenfassenden Urteils.

Vom Urheber des Plans, dem «Deutschen Ausschuß»

Es wird den Außenstehenden zunächst verwundern, daß innerhalb des deutschen Bundesgebietes ein «Deutscher Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen» überhaupt existiert. Von welchen Erziehungsberechtigten wurde er autorisiert?

Zunächst nicht von den Erstberechtigten, den Eltern: Er umfaßt Unverheiratete wie auch solche Mitglieder, deren Kinder längst der Schule entwachsen sind. Keiner der bestehenden Elternbünde aber hat sie berufen.

Auch die aus positiver göttlicher Anordnung erziehungsverpflichtete und -berechtigte Kirche, beziehungsweise die Konfessionen haben ihn nicht autorisiert. Wollte die katholische Kirche Deutschlands die exakt mit ihr übereinstimmenden Ausschußmitglieder addieren, so würde sie vermutlich nicht über zwei hinauskommen. Zweifellos wird ein Großteil der Mitglieder christlich genannt sein wollen. Doch ist festzuhalten, daß der Liberalismus und ein Sozialismus, wie er sich bekanntermaßen in der Lehrgewerkschaft manifestiert, bei Auswahl der Mitglieder bestens abgeschnitten haben. Anerkannt sei, daß der Ton der Verhandlungen ein sachlicher ist, beziehungsweise angestrebt wird, und daß die Achtung von Mensch zu Mensch auch bei stärkster sachlicher Differenz durchaus gewährt wird.

Ob der Ausschuß staatlicherseits berufen wurde, läßt sich schwerer sagen. Gewiß berief ihn erstmalig der damalige Bundespräsident *Prof. Dr. Theodor Heuß* (gemäßigt liberal). Das war im Jahre 1953.

Auch erhält der Ausschuß eine gewisse Dotierung aus Staatsmitteln, d. i. der Bundesregierung.

Aber die wesentliche Kulturhoheit liegt doch bei den einzelnen Ländern, deren jedes seine eigene Schulgesetzgebung besitzt. Und eine formale Autorisierung durch die Kultusminister der Länder liegt nicht vor. Allerdings auch kein Widerspruch in aller Form. Die vorgenannten Ministerien haben sich in der «Ständigen Konferenz der deutschen Kultusminister» zusammengeschlossen. Es bestehen Strömungen, die ein zentrales gesamtdeutsches Kultusministerium befürworten. Aber sie sind doch zu schwach, sich durchzusetzen. Ob dieser Ausschuß ein Trostpreis sein sollte?

Als Mitglieder des «Deutschen Ausschusses» – etwa 20 an

der Zahl – wurden berufen: Ein Oberbürgermeister, Journalisten, Pädagogen, ein Rundfunkleiter und andere mehr. Rückblickend sei erinnert, daß Deutschland in den unglückseligen zwölf Hitlerjahren eine straff zentralistische Schulleitung hatte. Sie bekam den Betroffenen nicht gut.

Schließlich sei noch angemerkt, daß die Beschlüsse des Deutschen Ausschusses – darunter auch unser «Rahmenplan» – nur beratenden Charakter haben und als «Empfehlungen» betitelt werden, denen man allerdings, besonders in den ersten Jahren, großes Gewicht beimaß. Dieses Ansehen dürfte gelitten haben. Soweit kurz über diesen besonderen Ausschuß.

Kritik am Kernstück

Das Kernstück – und, je nachdem, auch der schwache Punkt – des «Rahmenplans» ist die sogenannte Förderstufe. Man vergleiche die Planskizze. Was besagt der Name «Förderstufe»?

Ausgehend von der zweifachen Erfahrung, daß es (1) nur der geringere Teil der Anfänger gymnasialer Studien bis zur Reifeprüfung bringt; daß (2), zumindest auf dem Lande, keine volle «Ausschöpfung der Begabungen» stattfindet, macht man den Vorschlag, den Übergang von der Elementar- und Grundschule zur Höheren Schule nicht schon nach dem vierten Schuljahr, sondern erst am Ende des sechsten Jahres zu vollziehen.

Die so für die Elementarschule «gewonnenen» zwei weiteren Jahre sollen der systematischen Auslese dienen. Zu diesem Zweck scheidet man die Schüler des fünften und sechsten Schuljahres in zwei Gruppen oder Hälften: den «Stamm», d. i. die weniger Begabten, und den «Kurs», d. i. die Auslese der ausreichend Begabten.

Während die Stammschüler normal in der Klasse verbleiben, unterbrechen die Begabteren oder jene, die man als solche vermutet, mehrmals in der Woche ihren normalen Klassenbesuch und erhalten Unterricht in besonderen «Kursen», das ist insbesondere in neueren Sprachen. Zeigen sie sich dem gebotenen Stoff gewachsen, so werden sie, nach Ablauf des zweiten Jahres der «Förderstufe», ohne Prüfung zur Höheren Schule überwiesen.

So weit, so gut! Indes kann man sich einem solchen System gegenüber gewisser Bedenken nicht enthalten:

▷ Wenn die Auslese in solcher Form, d. i. von den Lehrern, getroffen wird, wo bleibt dann das primäre Erziehungs- und Entscheidungsrecht der Eltern? Und wie wird dann dessen Festlegung im deutschen Grundgesetz (Art. 12) beachtet?

▷ Sodann: Wie verantwortet man die Hemmung, welche den wirklich Begabten in Form teilweise nun doch verlorener Jahre auferlegt wird?

▷ Auch merkt man nicht, daß zwischen den Schülern von Stamm und Kurs eine soziale Kluft aufgerissen wird, die sich um so spürbarer auftut, je öfter sie sich Woche um Woche stets einprägsamer wiederholt. Und solches fordert man ausgerechnet im Namen sozialer Gerechtigkeit? Hat man kein Gespür dafür, wie solches Dirigieren böses Blut bei den Eltern schaffen muß? Zumal niemand ihnen abstreiten kann, daß auch dieses System nicht eine absolute Sicherheit gibt, den «Blender» vom soliden, durch Zähigkeit auf die Dauer viel erfolgreicherer Schüler zu scheiden.

▷ Man überlege auch: Die Väter des Plans befürworten die «weichen Übergänge». Die Härten der jährlichen Versetzung, der exakten klaren Prüfung will man umgehen. Ist es wirklich gut für ein Kind und seinen Lebenskampf, nicht gehärtet zu sein? Kenntnisse wünscht man, und Beweglichkeit? Aber gehört nicht dazu unerläßlich innere Festigkeit? Erst beide zusammen gewährleisten doch das Durchstehen im Leben!

▷ Dazu noch: Die Planer wollen nun einmal die letzte Begabung erfassen, deren ein technisches Zeitalter bedürfe. Zugleich wollen sie aber auch die «Auspöderung» der Elemen-

tarschule beseitigen, die nach dem Abgang der Begabten zu Ende des vierten Schuljahres entsteht. Und so will man dann das Niveau des fünften und sechsten Jahres «anheben». Wir fragen: Bleibt damit nicht die Auspowerung? Sie liegt lediglich an einem anderen Zeitpunkt.

► Und ferner: Die Einrichtung von Kursklassen verlangt sowohl weitere Lehrkräfte – und zwar mit zusätzlicher echter Lehrbefähigung für Französisch und Englisch – als auch – besonders in ländlichen Gegenden – umständliche Zusammenlegungen (Zentralschulen mit Busbetrieb). Eben für das Land besagt das eine Schwächung oder gar Zerstörung der Dorfschule, des geistigen Zentrums der dörflichen Gemeinschaft. Und diese Zerstörung ist zumeist noch identisch mit der Zerstörung der Bekenntnisschule und ihrer unersetzlichen Werte. Weil eben, um volle Kursklassen zustande zu bringen, Simultanklassen eingerichtet werden müssen. Erkennt man hier die Realisierung jener antikonfessionellen Tendenzen, die uns aus den Programmen der sozialistischen Lehrgewerkschaft zur Genüge bekannt sind? Sapientia sat!

Im Ganzen gesehen erkennt man mit Leichtigkeit, daß die «Förderstufe» nicht bloß das Neue am Rahmenplan ist, sondern zugleich auch seine große Schwäche. Eine schwache Stelle, die unter den gegnerischen Argumenten zu Bruch geht. Wenn aber das Mittelstück einer Front sich dem Durchbruchangriff nicht gewachsen zeigt, ist dann nicht das Schicksal des Gesamtplans entschieden? Schicksal funktionalistisch-dirigistisch-sozialistischer Traumtheorie!

Überblickt man nun auf der beigegeführten Zeichnung, wie weitgehend die alte humanistische Bildung auf die Seite gedrückt wird und überlegt man, daß dies – zumal der spätere korrigierende Übergang zum humanistischen Gymnasium sehr unwahrscheinlich wird – mit einem Preisgeben altererbten griechisch-römisch-christlichabendländischen Kulturgutes, Kulturfundamentes gleichzusetzen ist, dann erahnt man die Tragik kulturellen Verlustes, der sich hier anbahnt. Ein Verlust, der dadurch nicht gerade kleiner wird, da man damit auch die gemeinsame Basis zu den romanischen Völkern Europas aufgibt. Und das in einem Augenblick, da man vorgibt und auch wohl ernstlich vorhat, mit diesen Völkern eine noch festere, eine gesamteuropäische Verbindung einzugehen.

Zusammenfassend: So, wie es auf dem Papier des Deutschen Ausschusses steht, ist das Projekt der Förderstufe undurchführbar. Sie krankt am Dirigismus und allen seinen Folgen. Verzichtet man aber auf diesen Dirigismus, stellt man ihren Besuch dem freiwilligen Entscheid anheim, so sinkt sie zur Bedeutungslosigkeit herab und – der Rahmenplan mit ihr.

Weitere Hinweise

Im ganzen Rahmenplan sucht man das Wort GOTT vergebens. Ein Zufall ist das nicht. Denn vergeblich sucht man daselbst auch einen Vorschlag, wie die ebenso unleugbaren wie unentbehrlichen Erziehungswerte der Konfessionen zum Tragen gebracht werden können.

Sie werden einfach ignoriert.

Hat also die Religion im Bildungsauftrag der Schule ihren tragenden Charakter verloren? Benötigt die «Bewährung in moderner Arbeitswelt» keine religiös-sittlichen Bindungen? Keine Erkenntnis der Zusammenhänge von Übernatur und Menschenwelt? Keine Formung der Person unter Einwirkung der Gottesverehrung? Muß nicht eine «Reform», die derart wesentliche Gegebenheiten wie die der Religion vernachlässigt, schließlich auch in wesentlichen Punkten scheitern?

Die Väter des Rahmenplans legen sich nicht auf eine bestimmte Weltanschauung fest. Sie sind «im Staatsauftrag tätig». Der Staat aber kann im heutigen Pluralismus der Weltanschauungen nur «neutral» sein. Schicksal! Kein Gewinn an Kraft! Darum aber hätte auch der Rahmenplan dieses sein Ungenügen klar heraus bekennen sollen. Und hätte die Welt-

anschauungen, Konfessionen – besonders die in Jahrhunderten bewährten – bitten sollen, von sich aus ihr Tiefstes und Bestes zu geben. Dann hätte er aus der Tiefe bekenntnismäßiger Jenseitsverantwortung heraus von ihnen das geschenkt bekommen, was der Dürftigkeit des Neutralismus abgeht.

Noch eine Charakterisierung: Als wir gelegentlich mit französischen Freunden über den «Rahmenplan» sprachen, meinten sie lakonisch: «Rationalisierung!» – In der Tat wird zwar das Thema Charakter, innere Bildung hie und da gestreift: mit ganzer Hingabe aber sucht man ein Höchstmaß von Wissen zu sichern zwecks Einsatz in der heutigen technisierten Welt.

Man will Gemeinschaft, Volksgemeinschaft. Und darum verlangt man eine Schule für alle. Wir fragen: Fließt echte, tiefste Gemeinschaft aus dem Mechanismus des Zusammenstellens, Zusammenschickens? Hat nicht der Christ eine tiefste Begründung der Gemeinschaft in der Einheit des mystischen Leibes Christi? Wo verspürt man davon im Plan nur einen Hauch?

Befremdend wirkt auch, daß der Plan eine Neu-Organisation vorschlägt, in der mit keinem Wort vom Verhältnis der Neuplanung zur Frage der Koedukation, der Eigenart der Mädchenbildung, zu den Bildungsaufgaben der verschiedenen Schularten Stellung genommen wird. Ein Massenprotest gegen den Plan erfolgte von gymnasialer Seite, niedergelegt in den Schriften des Deutschen Philologenverbandes. Man scheint ihn erwartet zu haben. Darauf deutet hin die – ganz inkonsequent eingeschaltete – Bewilligung der Studienschule. Daß auch die Realschulen energisch protestieren – sie verlieren einen wesentlichen Teil ihrer Arbeitsjahre – hat man wohl nicht erwartet.

Der Rahmenplan will die Begabungen ausschöpfen, besonders die des Landes? Ja, benötigt das Land für seine entscheidende Ernährerrolle keine Begabungen? Und gleichermaßen das Handwerk aller Klassen? Ist nicht oft genug handwerkliche Überlegung Anlaß zu zeitmäandern Erfindungen geworden?

Dazu ein anderes: Ist Begabung, d. h. Intelligenz und Gedächtnis, alles? «Zeigt nicht die Erfahrung immer wieder, daß Zähigkeit, Stetigkeit, Unermüdlichkeit und Verantwortungsbereitschaft bei mäßigem Verstandestalent viel mehr erreichen als die Spitzen und Überflieger?» (Hubert Becher in «Stimmen der Zeit».) Und eignet sich nicht ein Kind von ernster und ruhig-gleichbleibender Arbeit mehr für weiterführende Schulen als ein Kino-, Fernseh- und Genußkind, bei dem ein Einfall den andern jagt? Daß es solche Genußkinder in allen Ständen gibt, sei nebenbei bemerkt.

Wie man sieht, betreibt dieser Plan vor allem eine «Bedarfsdeckung». Dem Staat, dem Volk sollen die nötigen Techniker, Beamten usw. zugeführt werden. Die nötigen «Funktionäre». Gewiß ist solches notwendig. Aber – soll Schulung-Erziehung zunächst funktionalistisch sein? Ist nicht jeder Mensch dazu bestimmt, zunächst zu sich selbst zu finden? Persönlichkeit zu werden? Besagt nicht christliche Auffassung, daß vor Gott die Einzelperson gilt? Daß es höchstes Erziehungsziel sei, zunächst einmal Selbstheiligung zu wirken? Steht nicht doch die Grundauffassung des Rahmenplans allzunahe beim unchristlichen Materialismus?

Daß aber führende heutige Schriftsteller der diesseitig orientierten Welt bereits zugeben, solches Leben sei sinnlos, daß sie dafür das Wort vom «Absurdismus» geprägt haben, sei auch nur nebenbei erwähnt.

Eignet dem Rahmenplan keinerlei Verdienst? Das glauben wir wieder nicht. Sicherlich hat er ein negatives Verdienst: er wühlt die Geister auf. Und damit wird seine verfehlt Lösung zum Katalysator, der eine echte Lösung einleitet. Denn wenn auch die vorgebrachten Anliegen nicht gerade neu sind, eine allzu große Ruhe der Berufenen ist auch von Übel. Der Rahmenplan macht ihnen deutlich, daß sonst eine nivellierende,

etatistische und gar antieuropäische Lösung, vom Schaden am Christentum gar nicht zu reden, die Folge einer Versäumnis sein kann.

Gesamturteil

Vorstehendes beansprucht nicht, erschöpfende Darstellung zu sein. Die Fülle des bereits zur Sache Geschriebenen und der mitangeschnittenen Probleme in einem Artikel zu geben ist ebenso unmöglich, wie die Darstellung des Inhalts des «Schweizer Pädagogischen Lexikons» auf drei Seiten. Nur das Zentralproblem konnte angerissen werden. Man wird uns zustimmen, wenn wir zu dem Schluß kommen: Ähnlich wie etwa der Laizismus Frankreichs hat auch in Deutschland ein Säkularismus nach der ihm gemäßen pädagogischen Form gesucht. Und hat die entsprechenden Konsequenzen – in Ver-

bindung mit dem Anliegen der Schulreform – zu ziehen getrachtet. Scheinbar genial stellte er uns als Kern- und Mittelstück die «Lösung» der Förderstufe vor. Nun – als bei Lepanto Don Juan D'Austria das Zentrum der Schlachtlinie Ali Paschas zerbrach, wurde die Stellung des Ganzen unhaltbar. Ähnlich hier. Fall der Förderstufe besiegelt bereits das Schicksal des Plans.

Freilich wird man seinen Ideatoren ein Verdienst nicht streitig machen: Daß sie einen nahezu vollständigen Katalog aller laizistischen Argumente entwickelt und so – wenn auch negativ – der Klarheit vorgearbeitet haben. Jetzt haben die anderen das Wort für ihren – christlichen – Plan.

Wir schreiben Halbzeit einer geistigen Auseinandersetzung. Und dies wäre, grob gezeichnet, in etwa ihre Bilanz.

A. Funke, Köln

Die Stipendiaten des Justinus-Werkes 1959

Zu unseren Erwägungen über die «Universität der Völkerfreundschaft» erhalten wir als «kleine Ergänzung» nachstehenden Kurzaufsatz zugesandt aus der Feder eines Augustinerpaters, eines jener Männer, deren Obhut in Fribourg das Justinus-Werk für farbige Studenten anvertraut ist. Mündete unser Artikel in einen Appell an die Universitäten, Kantone und Gemeinden aus, für Stipendien besorgt zu sein, die den Überseestudenten zu Hilfe kommen, so zeigt dieser Beitrag, was private Hilfe hier bereits leistet. Es ist erstaunlich viel, bewundernswert viel – für Private! Vielleicht regt die Veröffentlichung dieser Leistung manchen an, der bisher zu wenig von ihr wußte! Vielleicht auch ermutigt der Blick auf die private Initiative öffentliche Körperschaften nun auch ihrerseits, diesem so dringlichen Problem näherzutreten. (D. R.)

Nach der Meinung seines Gründers, des Bischofs Mgr. François Charrière, gehört es zu den wichtigsten Aufgaben des Justinus-Werkes (in Freiburg i. Ue.), fähigen jungen Leuten aus den Missionsländern ein Stipendium für ihre berufliche Ausbildung zu besorgen. Eine Elite könnte dadurch herangezogen werden, die der Kirche Christi für die Ausbreitung der Frohbotschaft in den einzelnen Ländern den Weg bereitet, sei es, daß überzeugte Katholiken durch ihr echt christliches Leben den andern zum Beispiel werden, sei es, daß Nichtgläubige eine wohlwollende Haltung gegenüber der Kirche einnehmen. (Wir denken dabei an die durch das Werk unterstützten Nichtchristen.)

Wir bevorzugen darum begabte junge Leute, die uns von ihrem Heimatbischof oder den Missionaren empfohlen werden. Dadurch sind wir auch in der Lage, den verschiedenen Missionsgesellschaften wertvolle Dienste zu leisten. Schützlingen folgender religiöser Vereinigungen konnten wir 1959 Hilfe gewähren: Benediktiner, Kapuziner, Zisterzienser, Dominikaner, Jesuiten, Missionare von Mariannahill, Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Weiße Väter.

Nach Beendigung ihrer Studien werden unsere Studenten nicht selten auf einflußreiche und damit auch gutbezahlte Posten berufen. Da ein volles Stipendium eine hohe Summe darstellt (für einen Studenten muß man im Jahr 3500 sFr. rechnen und eine volle Ausbildung kann 4–5 Jahre dauern), suchen wir von unseren ehemaligen Stipendiaten die Rückzahlung des für sie ausgegebenen Kapitals zu erreichen. Weil aber diese Gelder nur schwer in die Schweiz gebracht werden können (die Länder sind weit entfernt und der Transfer ausländischer Kapitalien begegnet großen Schwierigkeiten), verlangen wir die Auszahlung nicht an uns, sondern an den jeweiligen Missionsbischof des Landes, in dem der betreffende junge Mann wohnt. Alle Missionen leiden an großem Geldmangel; so ziehen wir aus unseren Aufwendungen doppelten

Nutzen für die Missionen: wir bilden ihnen einen wertvollen Menschen aus und das für seine Ausbildung aufgewandte Geld fließt obendrein in die Kasse seiner Missionszentrale.

Im Jahre 1959 konnte das Justinus-Werk an 59 Studenten aus Asien und Afrika Stipendien vergeben. 39 davon waren Vollstipendien (freie Wohnung, Nahrung, Studien, Arzt, Wäsche usw.). Die andern zwanzig waren Teilstipendien; nicht inbegriffen sind in diesen Ziffern die zahlreichen Studenten, die von uns eine gelegentliche Unterstützung erhielten.

Zehn unserer Studenten konnten ihre Studien abschließen und in ihre Heimat zurückkehren. Fünfundzwanzig neue wurden an ihrer Stelle aufgenommen, so daß wir im Wintersemester 1959/60 49 Stipendiaten hatten, von denen vier Studentinnen waren. In der Mehrzahl konnten wir dieses Jahr katholische Studenten unterstützen, wir haben aber auch acht Nichtchristen unterhalten.

Viele unserer Stipendiaten studieren nicht in Freiburg. Wir unterhielten auch Studenten auf den Universitäten von Genf, Lausanne, Neuenburg, Zürich, München, Würzburg, Bonn, Rom, Madrid, Paris, Den Haag (Holland) und auf der Bischöflichen Akademie für Kirchenmusik in Regensburg (Bayern).

19 Länder waren unter unseren Studenten vertreten: Algerien, China, Kongo, Korea, Dahomey, Äthiopien, Indien, Indonesien, Japan, Jordanien, die Insel Mauretanien, Nigeria, Uganda, Persien, Sudan, Togo, Türkei, Vietnam und Zululand.

Die Stipendiaten hatten sich auf folgenden Fakultäten inskribiert: Chemie, Recht, Handel, Sozialwissenschaften, Technik, französische Literatur, Mathematik, Medizin, Kirchenmusik, Pädagogik, Philosophie, Physik, Wirtschaftswissenschaft, Politik, Soziologie, Theologie und Zoologie.

Das Justinus-Werk verfügt über keinerlei regelmäßige Einkünfte. Drei und ein halbes Stipendium erhielten wir dieses Jahr von der Kongregation *de Propaganda Fide* in Rom; drei weitere wurden in großzügiger Weise von der *Schweiz. Caritaszentrale* zur Verfügung gestellt. Einen Studenten übernahm die missionseifrige Pfarrei von *Appenzell*. Eine freigebige Wohltäterin aus Basel übernahm auf eigene Kosten die ganze Ausbildung eines Studenten. Die nicht geringen Ausgaben für alle übrigen Studenten müssen jedoch gesammelt werden; sie bestehen aus größeren und kleineren Gaben, die uns von Christen zugeschickt werden, die sich ihrer Pflicht, an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuwirken, bewußt sind.

Darüber hinaus hat das Justinus-Werk noch viele andere Verpflichtungen zu erfüllen: Kleine Beihilfen an Studenten (Studiengelder, Bücher, Miethilfen und ähnliches), Sprachunterricht für die Neankömmlinge, Kleider, zumal für Studenten aus tropischen Gebieten, Krankenunterstützungen, Einkehrtage und Exerzitien, Ferienlager, Ferienvermittlungs-

dienst, Unterhalt unserer vielen Gäste aus allen Ecken und Enden der Welt, Studienreisen, Beteiligung der Studenten an Studienwochen für Spezialfächer oder an Kongressen, Presseinformationen und Vortragsdienst, um die öffentliche Meinung auf die Bedeutung des Missionsproblems, das sich aus

der Anwesenheit von 60 000 Überseestudenten in Europa ergibt, aufmerksam zu machen und anderes mehr. Wenn wir das alles überblicken, müssen wir mit Staunen feststellen, daß viele unserer Schweizer Katholiken von einem großartigen Missionseifer beseelt sind. Gott sei dafür gepriesen! P. B. W.

Bücher

Höffner: Ehe und Familie. Verlag Regensburg, Münster, 1959. 134 Seiten, DM 3.20.

Ein prächtiges Ehebüchlein, voll Tiefe und Weite. Der bekannte Sozialwissenschaftler und geistliche Berater des BKU in Deutschland geht nicht als Psychologe an die Fragen heran, sondern als Theologe und Soziologe. Er behandelt weniger die subjektive als die objektive, in den Schöpfungsgegebenheiten begründete Wirklichkeit und Struktur von Ehe und Familie. Es geht ihm nicht um die Lösung einzelner Eheprobleme, sondern um die Sicht auf die Grundformen und Grundnormen, die im Schöpfungsplan Gottes, in den Grundbedürfnissen der menschlichen Natur, in den Notwendigkeiten der menschlichen Gesellschaft begründet sind.

Den Sozialpolitiker interessiert besonders der zweite Teil «Die Familie», in dem die Sorge um die leiblichen und materiellen Bedürfnisse, die Pflege der geistigen, sittlichen und religiösen Werte, der Funktionswandel der Familie in der industriellen Gesellschaft behandelt werden. Ebenso der dritte Teil, der die Familie als Zelle der Gesellschaft, als ständigen neuen Brunnenquell, als Aufgabe der Politik schildert.

Wenn auf diese Weise auch nicht alle persönlichen Probleme gelöst werden können, so wird doch der Krampf gelöst, in dem man nur die subjektiven Nöte sieht, statt den Blick auf die großen Ideen und Ziele zu weiten, in der die Einzelprobleme erst ihren richtigen Platz und Raum gewinnen. Dd.

Bergholtz Ruth: Die Wirtschaft braucht die Frau. C. W. Leske-Verlag, Darmstadt. 428 Seiten, DM 16.80.

Der Band ist eine der wichtigsten Veröffentlichungen, die einen Überblick über die Problematik der Frauarbeit im europäischen Raum vermitteln. Das Werk weist eine große Zahl von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen auf, fast alle wichtigen Aspekte wenigstens der Frau und der Wirtschaft kommen zur Sprache. Die gesellschaftlichen, sittlichen, familiären und kulturellen Probleme werden freilich kaum berücksichtigt. Sie dürfen aber bei einer Beurteilung des Gesamtproblems nicht außer acht gelassen werden.

Die Beiträge sind in fünf Gruppen zusammengefaßt:

a) Frauenfragen in gesamtwirtschaftlicher Sicht (Die weiblichen Arbeitskräfte in der heutigen Wirtschaft – Der Frauenlohn – Die Frau als bewegende Kraft der amerikanischen Wirtschaft – Die Frau als Konsumentin).

b) Ausbildungsfragen (Berufswünsche und Berufschancen der Frau in

der Wirtschaft – Werkfürsorgerin – Ausbildung und Stellung der Frau in den kaufmännischen Berufen – im Handwerk).

c) Frauenfragen im Betrieb (Zwischen Betrieb und Familie – Die Einstellung der Frau zu Beruf und Arbeitsplatz – Aufgaben sozialer Betriebsgestaltung – Der moderne Betrieb und die berufstätige Frau – Halbtagsarbeit für Frauen – Miteinander nicht gegeneinander!).

d) Sonderfragen (Sonderarbeitsrecht der Frau – Arbeitsmedizinische Sicht – Die Altersfrage bei weiblichen Arbeitnehmern – Heimarbeit – Frauennarbeit in der Sowjetzone).

e) Soziologische Beiträge (Die Stellung der Frau in Bevölkerung und Wirtschaft – Die Hauswirtschaft in der industriellen Gesellschaft) usw.

Die Frauennarbeit ist in der industriellen Gesellschaft in voller Entwicklung und Umbildung begriffen. Es wird sowohl von seiten der Wirtschaft wie von seiten der Frauen und der Gesellschaft, insbesondere in bezug auf die Erziehung noch mancher Überlegungen und Umstellungen bedürfen, bis eine einigermaßen befriedigende Lösung gefunden ist. Dd.

Untersuchungen über die Familie, Band II Schriftenreihe des Unesco-Instituts für Sozialwissenschaften. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1957. 338 Seiten, DM 27.—.

Die Studiengruppe, die schon 1956 einen trefflichen Band bei Mohr/Tübingen veröffentlicht hat, setzt ihre Studien fort, die ganz auf Beobachtungen und deren Synthese beruhen und jede vorgefaßte Theorie zunächst verbannen. Man will die Wirklichkeit, die Nöte und Spannungen, die erfinderischen Lösungen in der industriellen Gesellschaft auskundschaften. Eine Reihe dringlicher und höchst lehrreicher Themen kommen auf diese Weise zur Sprache. So etwa:

Beobachtungen zur Wandlung der familialen Stellung des Kindes in Deutschland.

Die Entwicklung des Kindes in der amerikanischen Familie.

Milieufaktoren und familiäre Wirrungen.

Die Psychologie des einzigen Kindes.

Die Abwesenheit des Vaters in der Seemannsfamilie.

Die Familie und die Entwicklung sozialauffälliger Kinder und Jugendlicher.

Soziale Unterschiede in den Eltern-Kind-Beziehungen.

Der Einfluß von Elternschulen auf die innerfamiliären Beziehungen.

Auswirkungen sozialer Veränderungen auf die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern (in Finnland), bäuerliches Familienleben in Holland. Eltern und Kind in einer Großsiedlung.

Es wäre sehr zu wünschen, daß auch in der Schweiz genauere Studien über das Familienleben in den verschiedenen Regionen und sozialen Schichten angestellt würden. Dd.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45. Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementpreise: Schweiz: Gönnerabonnament jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien - Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.—. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785. PschA. Ludwigshafen/Rh. Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. - Italien - Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximiliansstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.—. U S A: Jährl. \$ 3.—.

Zu Ostern erschien:

JOSEF ANDREAS JUNGSMANN S. J.

Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart

560 Seiten, Leinen sFr. 25.—

Das eigentliche Ziel der hier gesammelten Beiträge ist das Freilegen der heilenden Kräfte in der Liturgie, die mit ihren grossen Perspektiven und in ihrem starken Gemeinschaftsbewusstsein zurückweist auf das Christusereignis. So stehen bereits die einleitenden Untersuchungen zum historischen Gesamtbild unter diesem Horizont. Einen tiefen Einblick in den Formenreichtum der Liturgie und ihrer Texte erhalten wir in einem zweiten Teil, der historischen Einzelfragen nachgeht.

Der dritte Hauptteil des Bandes behandelt grundsätzliche Fragen der Liturgie und der Verkündigung. Hier führen alle Betrachtungen immer wieder zum lebendigen Vollzug der Liturgie in unserer Zeit zurück. Die Liturgie erscheint als die Krönung der Seelsorge und sie findet im Aufsatz über das österliche Christentum ihre strahlende Vollendung.

Durch Ihre Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich